

AUS DEM LEBEN VON
GEORG DEGENHARDT
TERESA PASCUAL FRIELINGHAUS

Wenn ich zurückdenke, an meine Kindheit, den Krieg, an Anne, die Geburt unserer Tochter und meine Enkelkinder, realisiere ich, wie alt ich eigentlich bin. Man vergisst so schnell, was man schon alles erlebt hat, ein ganzes Leben, das hinter einem liegt. Und noch immer folgt auf jeden Tag ein weiterer. Wenn man jung ist, misst man Zeit anders. Man setzt Zeit mit Erfahrung gleich und erlaubt sich den Gedanken, dass von beidem die Quelle unerschöpflich ist. Wenn man alt ist, lebt man in der Vergangenheit, schwelgt in der Erinnerung, und die Gegenwart tritt in den Hintergrund. Doch ist es nicht menschlich sich vom Jetzt zu distanzieren, wenn der Alltag einem laut schreiend die Eintönigkeit seines Lebens vorhält? Wer möchte schon gerne daran erinnert werden, dass das Beste schon hinter einem liegt.

Aber ich möchte mich nicht beschweren, dass das Leben zu kurz ist. Im Gegenteil, ich hätte nicht gedacht, dass ich einmal meinen 88-sten Geburtstag feiern würde. Anne aber hatte schon immer lange leben wollen und dann war sie es, die zuerst gestorben war. Ich heiße Georg Degenhardt, 1932 geboren. Meine Schwester hatte mir mal erzählt, dass an dem Tag, an dem ich geboren wurde, zum ersten Mal im Jahr Schnee fiel. Wir wohnten zu viert in einem kleinen Haus neben einer Wäscherei in einem Vorort von Dresden. Von meinem Zimmer aus konnte ich zu meinem besten und einzigen Freund ins Haus sehen. Wilhelm oder Willy, so wie ich ihn nannte, konnte, stolz wie er war, nicht aufhören zu erwähnen, dass seine Mutter gebürtige Engländerin war. Er schwärmte immer davon, dass er, sobald er 18 Jahre alt wäre, zu seiner Tante nach London fahren und dort Jura studieren würde. Willy war ein Junge, der sehnsüchtig und voller Träume von der Welt und was sie für ihn bereit hielt, sprach. Mein Vater mochte ihn nicht. Als ich ihn ein Mal nach dem Grund fragte, sagte er, Willy sähe die Welt mit den Augen eines Blinden und, dass ihm und auch mir, wenn ich mich davon beeinflussen ließe, dies zum Verhängnis werden würde. In den darauffolgenden Jahren hatte ich das Gefühl, legte er alles darauf an, mich vom Gegenteil zu überzeugen und mir die "wahre"

Welt zu zeigen. Dabei hatte er nie mehr als Dresden gesehen und nie woanders als im kleinen Haus neben der Wäscherei gewohnt. Vielleicht war aber auch genau das der Grund.

Ich weiß nicht, wo seine Wut auf alles ihren Ursprung hatte, nur, dass er laut meiner Großmutter sie von seinem Vater geerbt hatte. Letzten Endes sollte auch ich dazu bestimmt sein, sie eines Tages zu übernehmen. Aber zu jener Zeit war ich noch jung und voller Lebensfreude und die Welt, die mein Vater mir schreiend und unnachgiebig einbläute, war nicht die, die ich sehen wollte. Also versuchte ich vor ihr zu fliehen, indem ich nicht akzeptierte, was ich sah. So verstand ich auch nicht, die plötzliche Kälte und den Hass mit der meine Schwester und mein Vater sich begegneten, kurz nachdem er eines Tages seine Beherrschung vollends verlor und ich am nächsten Morgen Margareths Blutergüsse sah. Wie gesagt, ich war ein Kind, das versuchte mit Ignoranz Tatsachen zu verdrängen und in vielerlei Hinsicht habe ich auch heute, wie wir alle, nicht aufgehört es zu tun.

Die willkommene Zuflucht von Zuhause war der Buchladen eines jungen Mannes namens Siegfried, der die Verbitterung in meinen Augen las und in mir das Interesse an Literatur und Philosophie weckte. Er war das Inbild eines Philosophen, so wie man sich ihn vorstellt. Geduldig, mit dem aufmerksamen, träumerischen Blick, der Sachen wahrnahm, die für jedermanns Augen unsichtbar waren. Ich mochte und liebte ihn, wie ich mir gewünscht hätte meinen Vater lieben zu können. Er eröffnete mir eine neue Welt, die ich dankbar annahm, um mich von der meines Vaters zu distanzieren. Siegfried lehrte mich die höheren Fragen, die Kunst des Schreibens und machte mich mit den Worten Sokrates und Schopenhauers bekannt. Im Gegenzug fing ich an Bestellungen für ihn auszuführen, Kunden zu betreuen und die Regale zu sortieren. Es wurde mein größter Wunsch Philosophie und Literatur zu studieren und den Buchladen später zu übernehmen. Trotz all der Stunden, die wir zusammen verbrachten, wusste ich nach mehr als vier Jahren bis auf seinen Namen fast nichts über ihn.

Dann kam der Krieg. Es war eine schwierige Zeit, für alle. Schweigend sahen meine Schwester und ich vom Fenster aus zu, wie meine Mutter meinen Vater zum Abschied umarmte und schweigend akzeptierten wir, dass immer mehr Mahlzeiten ausfielen und unterdrückten unseren Hunger. Als im Februar 1945 meine Heimatstadt zu Staub bombardiert wurde und meine Mutter mich weinend im Arm hielt, beobachtete ich wie sich in den Augen meiner Schwester ein Entschluss bildete. Sie bemerkte, dass ich sie ansah und küsste mich auf

die Stirn. Sie und ich wussten, dass Dresden ihr nichts mehr geben konnte. Mir war klar, dass sie gehen würde. Ich konnte es ihr nicht verübeln. Und während die Bomben fielen und ich mir mit den Händen die Ohren zudrückte, um von den Geräuschen der Explosionen und den Schreien in der Stille Zuflucht zu finden, konnte auch ich, nur an den Tag denken, an dem ich unser Haus verlassen würde. Und wäre da nicht der Buchladen gewesen, hätte ich meine Schwester gebeten mich mitzunehmen. Der 13. Februar 1945 ging als die Bombennacht in die Geschichte ein. Dresden glich einem Schutthaufen und auch wenn ich den Himmel danken sollte, dass unser Haus verschont geblieben war, richtete sich mein Blick einzig und allein auf den Buchladen. Siegfried ignorierend, der kritisch die Ruinen betrachtete, zog ich verzweifelt ein Buch nach dem anderen aus den Trümmern, fest entschlossen meinen Traum nicht zu verlieren. Doch bis der Laden die Schatten seines Daseins wiedererlangte, dauerte es lange. Während die Stadt sich dem Aufbau widmete, schlich sich meine Schwester fort. Gerade noch rechtzeitig, bevor unserer Vater mit einer diagnostizierten Lungenkrankheit nach Hause kam.

Siegfried starb an einem Mittwoch im Jahre 1951 und die letzten Worte, die er lächelnd zu mir sagte waren: "Siehst du sie?". Sein Blick war wie immer auf etwas gerichtet, das ich nicht erfassen konnte. Die Ärzte sagten, es war ein Herzinfarkt. Meinen Gefühlen entfliehend, versteckte ich mich tagelang in den Gerüchen der Buchseiten, wo man mich fand, um mir das Testament zu verlesen. Eine Woche später war mein Traum wahr geworden. Ich war der Inhaber des Buchladens geworden. Mein Vater lag mit durch seine Krankheit hervorgerufenem Fieber im Bett, in einem Wahn aus Träumen, die mit der Realität verschwammen und hatte keine Möglichkeit auch nur Einspruch zu erheben. Als ich ging, stand meine Mutter schweigend am Fenster.

Ersparen wir uns die vielen Monate meiner mühseligen Arbeit in der Buchhandlung und mein kläglicher Versuch sie zu retten. Mein treuer Freund Willy kam, um sich zu verabschieden und es stellte sich heraus, dass er kein Mann leerer Worte und Versprechen war. Kurze Zeit später erhielt ich eine Karte aus London mit der Nachricht, dass es ihm gut ginge und er soeben ein Zimmer im Unigebäude für Jurastudenten bezogen hatte.

Es waren schon vier Jahre vergangen, seit ich die Buchhandlung übernommen hatte. Die wenigen Kunden, die den Laden betraten, rieten mir, mich auf die Suche nach etwas anderem zu machen. Andere schlugen vor, mir das Grundstück abzukaufen, um es abzureißen und

ein Wohngebäude zu bauen. Ich wusste, dass es für den Laden schlecht lief, aber ich konnte nicht anders als meine Nägel in meinen Traum zu krallen und ihn mit aller Kraft nachzujagen. In meiner Verbissenheit hatte ich meinen Blick nur auf den Rücken meines Traumes vor mir gerichtet und vergessen die Welt um mich zu betrachten. In Momenten der Untätigkeit wurde mir klar, wie einsam ich geworden war. Ich hatte immer nur meine Schwester, meine Eltern und Willy gehabt. Und obwohl ich die Gleichgültigkeit meiner Mutter, die Welt meines Vaters gehasst hatte, fehlten sie mir. Mir wurde klar, dass ich nicht mal mehr wusste, wie es meinem Vater in den letzten Jahren ergangen war. Ich hatte ihn fiebrig und schwitzend im Bett zurückgelassen ohne auch nur ein Mal zurückzublicken. Also stand ich auf, um sie zu besuchen. Es war der Moment, an dem ich vor der Tür stand, als ich sie traf. Anne.

Die Frau, die mich aus meinem Loch wieder hoch holen sollte und die, mit deren Hilfe ich Stück für Stück wieder ich selbst wurde. Anne Hattamann. Nach langer Zeit schrieb ich endlich wieder. Ich umwarb sie mit Gedichten, erzählte ihr Geschichten und lehrte sie die großen Fragen. Sie war eine gute ZuhörerIn. Zu der Zeit war ich 23 Jahre alt und sie 20. Wir gingen zusammen im Park spazieren, besuchten ihre Eltern und Freunde und schmiedeten Pläne für die Buchhandlung. Anne arbeitete im Pflegeheim und erzählte mir von den bizarren Menschen. Manchmal benutzte ich sie als Figuren für meine Geschichten. Als ich meinem Vater, der sich mittlerweile weitgehend erholt hatte, von unserer Verlobung erzählte, verwünschte er mich und schrie das gesamte Haus zusammen. An seinen Verwünschungen jedoch war etwas dran. Ich konnte die Notlage meines Buchladens nicht mehr ignorieren und weiterhin an meinem Traum festhalten. Es war eine Jagd gewesen, die schon von vorneherein zum Scheitern verurteilt gewesen war. Mein Vater hatte recht, ich musste den Tatsachen ins Auge sehen und Verantwortung übernehmen. Ich schloss mich für fünf Tage in den Buchladen ein und versank zum letzten Mal in den Buchseiten. 1958 zogen wir nach Dostbach und ich übernahm die Möbelfabrik meines Großonkels, der an den Verletzungen des Krieges gestorben war. 1960 heirateten Anna und ich. Die Arbeit war hart, aber ich war glücklich. Obwohl ich fort von meinen Träumen und der Sicherheit, die mir das Bekannte gegeben hatte, war, fühlte ich mich geborgen, glücklich. Und das nur ihretwegen. Zwei Jahre später kam Martina, ein grünäugiges Mädchen mit süßen kleinen Grübchen auf die Welt. Sie hatte einen aufmerksamen Blick, der versuchte alles in sich aufzunehmen und

zu verstehen. Die Möbelfabrik verlangte mir zwar lange anstrengenden Arbeitstage ab, aber es machte mir nichts mehr aus, weil ich wusste, das ich einen Ort hatte, zu dem ich zurückkehren konnte. Ein kleines schäbiges Haus neben einer Wäscherei, unser Zuhause. Es waren glückliche Jahre. Aber alles hat sein Ende. Eines abends kam ich geschafft von der Arbeit wieder, aber Martina kam mir nicht wie sonst in die Arme gesprungen und die Stille im Haus ließ mein Herz schneller schlagen. Sie lagen nebeneinander im Bett und schauten mir mit niedergeschlagenen Augen entgegen. Ich weiß nicht, wie ich jenen Moment der Horrors beschreiben soll, drum belassen wir es dabei zu sagen, dass Anne einen böartigen Tumor hatte, der sich immer weiter in ihr ausbreitete. Überspringen wir den Strudel meiner Gefühle, der mich mitriss und wie ich keinen Halt im Leben mehr fand, als meine geliebte Anne an einem Freitag 1971 in aller Frühe starb. Ich fing wieder an mich nicht umzuschauen, nur hatte ich diesmal keinen Traum, dessen Rücken mir eine Richtung geben könnte. Ich vergaß wie sehr ich in den letzten Jahren wieder die Gesellschaft derer, die ich kennengelernt hatte, schätzen gelernt hatte. Selbst Martina ließ ich hinter mir. Immer wenn ich sie ansah, erkannte ich in ihren Zügen nur die ihrer Mutter. Ich floh vor ihr und versteckte mich in der zermürbenden Arbeit der Möbelfabrik. Wie als Kind versuchte ich nicht wahrzunehmen und nicht zu verstehen. Dabei hätte ich nur ein Mal hochsehen müssen, um zu sehen wie sehr meine Tochter mich zu jener Zeit gebraucht hätte. Ich hätte nur ein Mal hochsehen müssen, um den Entschluss wiederzuerkennen, der sich in ihren Augen abzeichnete. Ich stand schweigend am Fenster, als sie im August 1980 das Haus verließ. Ich hatte niemanden mehr. Von meiner Schwester hörte ich nur etwas, wenn ich Geburtstag hatte. Sie hatte einen Lehrer geheiratet und einen Sohn namens Wolfgang bekommen. Margareth Richter hieß sie jetzt, froh den Namen unseres Vater abgelegt zu haben. Willy war viel unterwegs, vielleicht mit blinden Augen, aber er schien glücklich zu sein. Meine Mutter war vor drei Jahren gestorben und die Lunge bereitete meinem Vater immer mehr Schwierigkeiten. Martina. Nun, ich hörte lange nichts von ihr, bis sie mich eines Tages aufsuchte, um mir zu verkünden, dass sie schwanger sei. Sie erschrak vor dem, der ihr die Tür aufmachte. Vor mir, beziehungsweise dem, der ich geworden war. Das einzige, was ich tat, war arbeiten. Ich arbeitete bis spät in die Nacht, erleichtert vor den Gedanken fliehen zu können. Ich war verwahrlost und einsam, ungeübt in Konversationen. Ich konnte es meiner Tochter nicht verübeln, dass sie Tim, ein kleiner ernster Junge, von mir fern

hielt. Wer war ich nur geworden? Was war aus dem Mann geworden, der Goethe rezitieren und Geschichten erzählen konnte? Der, der sich weigerte eine Welt zu akzeptieren, die geschaffen war für die Verdammnis? Zum Ersten Mal rettete mich Siegfried, der mir die Macht der Geschichten und des Denkens zeigte. Beim zweiten Mal rettete mich meine geliebte Anne, die mich aus den Fängen der Verbitterung befreite. Und beim Dritten Mal, fast schon zu spät, war es Katharina, mein zweites Enkelkind. Vielleicht war es Mitleid, welches Martina dazu brachte sie mir zu zeigen. Vielleicht las sie die Verbitterung in meinen Augen. Oder vielleicht wollte sie nur nicht, dass ihre Kinder so wie sie selbst ohne Großeltern aufwachsen. Die Gründe sollen mir egal sein. Wichtig war nur, dass ich Katharina vergötterte und sie sich als einziger Mensch die Mühe machte, den Menschen, der unter dem Hass und der Wut begraben lag, geduldig Stück für Stück wieder herauszuholen. Sie fragte, ob ich sie die großen Fragen lehren könne. Sie war eine gute Zuhörer. Ich genoss es sie aufwachsen zu sehen und dankte ihr, dass sie zu Besuch kam und von ihrem Traum Philosophie zu studieren erzählte. Ich würde jedoch lügen, wenn ich sagen würde, ich wäre der Alte. Mittlerweile war ich in Rente und hatte keine Arbeit mehr, mit der ich die Zeit hätte totschlagen können. Wenn Katharina nicht da war, saß ich also schweigend im Sessel und konnte nicht verhindern, dass die Gedanken auf mich einströmten. Als ich ihr das eines Tages mitteilte, führte sie mich zu meinen Bücherregalen. Ich entdeckte Bücher, die ich vor Ewigkeiten gelesen und denen ich seit Annes Tod keines Blickes mehr gewürdigt hatte. Nachdem Katharina an jedem Tag ging, saß ich lange da und starrte auf die Bücher. So verharrete ich die ganze Nacht, zu ängstlich Erinnerungen zu wecken und zu schwach sie standzuhalten, zu früh, die Wunden heilen zu lassen.

Kurz darauf erfuhr ich, dass mein Vater gestorben war. Alleine in dem kleinen Haus neben der Wäscherei.

Die Jahre vergingen und ich lebte für die Tage, an denen Katharina mich besuchen kam. Aber wie alles Gute in meinem Leben, fand auch das ein Ende. Ein Ende, was wohl niemand von uns heraus gesehen hätte. Im Jahr 2020 feierte ich meinen 88sten- Geburtstag. Und obwohl ich sagen kann, dass ich schon viel erlebt habe, war eine weltweite Pandemie nicht das, was ich mir für meine letzten Jahre gewünscht hatte.